Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Der Dichter und sein Seelenland
Autor: Tribolet, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572800

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Dichter und sein Seelenland.

Aus einer Studie über Baudelaire und die Décadence von Dr. H. Tribolet, Bern.

Was ist „Seelenland"?

Etwa auch nur eine der sonderbaren Erfindungen der verachteten Dekadenz? Verzeihung; ich glaube, sie habe dieses Wort trotz seiner Absonderlichkeit noch nicht gekannt. Wir wollen es vorläufig hinnehmen als eine Tatsache, die wir nur fühlen, aber noch nicht kennen, wie die unbekannte X, deren Größe sich erst aus der Lösung der mathematischen Aufgabe ergibt.

Im übrigen spreche ich vorläufig von Baudelaire. Theophile Gautier hat noch weit mehr und das Beste und Feinste überhaupt von ihm gesagt (in einer Vorrede zu den „Fleurs du Mal", die ich in einer Ausgabe von 1868 vor mir habe); denn er war sein Freund und verstand, sich in ihn einzufühlen aus absoluter dichterischer Kongenialität. Gautier erzählt also, er (Baudelaire) sei kein Wunderkind und kaum ein guter Schüler gewesen. Seine Mutter heiratete zweimal und lebte dann im Zwist mit ihrem zweiten Gatten, übrigens auch in großer Sorge um ihren Sohn, sobald sich dessen entschiedene Neigung zur Literatur offenbarte. Sie ergriff freilich ein verkehrtes Mittel, um ihn auf andere Ideen zu bringen: sie ließ ihn reisen und vergaß dabei, daß ein junger Dichter keine größere Förderung erfahren kann, als durch das Anschauen der weiten, großen Welt, wo er die Eindrücke sammelt, die seine Phantasie mannigfach anregen und in mancherlei Formen immer neu befruchten. Baudelaire ward also sehr weit weg geschickt. Er durchkreuzte den indischen Ozean; er sah die Inseln Bourbon, Mauritius, Madagaskar, Ceylon, und landete in Indien. Man wollte ihn für den Beruf eines Kaufmanns interessieren — umsonst! Er war Dichter und erfüllte seine Seele im fernen Orient mit strahlenden Bildern, die er seiner Lebtag in sich bewahrte. Er bewunderte dort den Himmel und seine neuen Sternbilder, die man in Europa nicht sieht, die riesenhafte Vegetation mit ihren durchdringenden Blumendüften, die bizarren Pagoden, die braunen, weiß drapierten Gestalten der Indier, die ganze exotische, mächtige und farbenreiche Natur.

Man höre Gautier: „Im Grunde seiner dunkelsten Dichtung öffnet sich oft ein Fenster, durch das man hinausschaut, statt auf schwarze Kamine und graue Dächer auf den blauen indischen Ozean oder ein goldenes Uferland, durch das leichtfüßig vielleicht die schlanke Gestalt einer Malayin hineilt, halbnackt, die Amphora auf dem Kopfe tragend."

Wie also? Ueber den grauen Alltag weg ein Blick ins — Seelenland? Ja, aber noch nicht in das eines dekadenten, sondern eines frischen, urgesunden Dichters von goldreiner Phantasie. Denn ich lese Aehnliches nicht zum erstenmal, sondern las es noch jüngst als Aeußerung eines blutjungen, ganz unverdorbenen Dichters, der mir eine kleine, wunderschöne Erzählung sandte, und von dem ich sicher bin, daß er von allen „Décadents" und „Parnassiens" nichts weiß. „Es kommt wohl oft in einer Dämmerstunde vor, daß in der Finsternis ein leuchtendes Fenster auf einmal aufgetan wird. Man blickt hinunter in den Rosenabgrund, in dem nichts sind als rote Wolken, oder es blitzt auch eine Landschaft fern herauf, golden wie ein himmlischer Abendberg, und blau und weiß wie eine Küste am funkelnden Griechenmeer. Man kennt nicht mehr die Zeit, in der man lebt, man weiß nur noch, daß man das alles einst gesehn. Drum ist's kein Traum, der uns begrüßt, sondern ein Heimatblick aus dem uralt versunkenen Vaterland."

Doch bitte, zurück zu Baudelaire.

Als er von seinen Reisen heimkehrte, war er majorenn, und es gab keine Rechte mehr, sich seinen Neigungen entgegenzusetzen. Er lebte nun durch die Jahre in einem eigenen reichen Appartement des Hotels Pimodan und gab sich seiner je nach Laune oder Bedürfnis unterbrochenen und wieder aufgenommenen Arbeit, oder meistens jenem Zustand hin, den die Dichter nötig zu haben vorgeben und für den sie den Ausdruck „fruchtbares Nichtstun" erfunden haben.

Von Anfang an besaß er seine Form

und seinen Stil. Man will darin gewollte Originalität und Bizarrerie erblicken. Kein Zweifel, jeder kommt auf den Gedanken, obschon Gautier diesen Eindruck abschwächen will. Es gebe Leute, die von Natur aus „affektiert" seien und für die das sogenannte natürliche Wesen eine Ueberwindung wäre. Sie denken aus Veranlagung heraus sozusagen in Spiralen, statt in gerader Linie wie der Durchschnittsmensch.

Baudelaire, sicherlich, denkt also in Spiralen. Der Autor der „Fleurs du Mal" liebte, was man den Stil der Dekadenz nennt, das ist die zur Ueberreife gelangte Kunst der alternden Zivilisation (nicht „Kultur"), ein Stil, der kompliziert, voller Schattierungen und Gesuchtheiten ist, der Farben von allen Paletten, Noten von allen Instrumenten nimmt, der die Sprache zwingen will, das Ungreifbarste, Unaussprechlichste, Unfaßbare, fliehend Nebelhafte auszusprechen — das Geständnis alternder Leidenschaften, die verderben, seltsamer Halluzinationen und fixer Ideen, die bis zur Verrücktheit gehen. Man kann sagen, seine Sprache zeige schon den Moosüberzug faulenden Holzes und Gesteins. Aber sie bringt neue Ideen und Formen zum Vorschein, und Worte, die man bis dahin nie gehört. Sie liebt die Schatten, und in diesen Schatten bewegen sich (frei nach Gautier) „die verstörten Schemen der Schlaflosigkeit, nächtliche Schrecken, Gewissensbisse, schauerliche Träume und Phantasien, über die das Licht erstaunen würde, und alles das, was in den letzten Gründen der Seele an Unbekanntem und Nebelhaftem schlummert. Er leugnet niemals den besonderen Geschmack für das Künstliche, um nicht zu sagen Unnatürliche.

Man könnte sagen, er hätte einem jungen Mädchen, das keine andern Mittel zu seiner Schönheitspflege kennt, als ein Waschbecken, eine reife Frau vorgezogen, die alle Hilfsmittel der berechnenden Koketterie anzuwenden weiß, die zu ihrer Toilette einen ganzen Tisch voll Fläschchen mit Parfüms und Essenzen, Elfenbeinbüchschen, Bürsten, Wischer und sonstiger Instrumente in Anspruch nimmt. Eine leichte Rosaschminke auf den Wangen, ein Pflästerchen (Mouche) im Mundwinkel oder an den Augen, mit Kohle nachgedunkelte Brauen, rötlich oder goldblond (in neuester Zeit kommt ja auch Grün vor) gefärbte Haare, etwas Reismehl an Hals und Schultern, Lippen und Fingernägel mit Karmin aufgefrischt, all das mißfiel ihm keineswegs. Alles, was geeignet war, Mann und Frau vom Naturzustande noch weiter zu entfernen, schien ihm eine glückliche Erfindung."

Aber — bekennt auch Gautier — dieser komplizierte Geschmack versteht sich von selbst bei einem Dichter der Dekadenz.

„Er zog dem einfachen Duft der Rose und des Veilchens Ambra, Moschus und Patschuli vor. Er besaß in bezug auf Düfte eine Feinheit der Empfindung, die man sonst nur bei den Orientalen findet. ‚Mon âme voltige sur les parfums comme l'âme des autres hommes voltige sur la musique.' So will es seine überfeine, verwickelte, paradoxe und grüblerische Natur."

Der erste Ruhm Baudelaires datiert — aus dem Skandal, unbestritten. So etwas wie die „Fleurs du Mal" war dem unschuldigen Publikum bisher noch nicht geboten worden. Sechs der anstößigsten Gedichte mußten in folgenden Auflagen entfernt werden.

Die Form seiner Poesie aber ist neu. Man merkt allerdings gewollte Seltsamkeiten, wie schon betont, die zuweilen herausfordernd wirken. Der Künstler — oder muß ich sagen der Könner — ist groß, oder wenigstens raffiniert. Er strebt nach Vollkommenheit und erreicht sie auch mehr als einmal. Aus den banalsten Ideen kann er durch eigenartige Symbolisierung hinreißende Gedichte schaffen.

Er liebt dunkle, volle Töne, scharf geprägte, breite und tönende Verse. Sein Talent beschränkt sich durchaus auf die Lyrik, ist im Grunde eng begrenzt und dennoch vollkommen. Sein Einfluß ging aus von seinem meisterhaften Können und den gewollten, eigentümlichen Seltsamkeiten seiner Muse. Er wirkt leider noch heute nach.

Ja, warum denn „leider"? Weil, nun ja, wenn zwei dasselbe tun — wollen, es nicht dasselbe ist. Baudelaire hat keine in seinem Sinn gleichwertigen Nachahmer gefunden. Es ist ja das wirklich Wunder-

bare und Neue nur in dem zu sehen, was Baudelaire und die Hauptvertreter der Dekadenz in bezug auf die Sprache und ihre Ausdrucksfähigkeit erreicht haben. Sie wollten geradezu über die natürliche Leistungsfähigkeit der Sprache hinausgehen.

Wer hat je über dies Geheimnis nachgedacht?

Die Seele des Dichters beschleichen Gefühle, die von Gedankenklarheit weit entfernt sind und sich durch keine feste Fassung wiedergeben lassen. Sie schleichen dahin im tiefsten Empfindungsleben wie dunkle oder helle Nebel über endlos Heideland, verbreiten in vager Landschaft selber Helle oder Dunkel; Sonnenschein und Melancholie spielen zwischen ihren unfaßbaren Formen, Erscheinungen gehen und kommen, aber nicht allein irdische Gestalten, und nur zuweilen ist es ein Gesicht, das immer wieder kommt, in stets zerfließenden und doch stets denselben Phantasiegeweben aus dem Chaos taucht, bis ihm der Dichter nachjagt, um es in fester Form zu halten und zu fassen. Ewig wechseln die Töne und Lichter über dem rätselvollen — Seelenland.

Der Dichter sieht alles, er weiß alles; aber er denkt nicht, er träumt, er genießt, er schaut nur die unermeßliche Folge und Wandlung unermeßlichen, mystischen Geschehens.

War es bisher geschehen, daß ein Poet die wandelnden Gefühlsschatten aus dem Seelenland so wie diese Neuen mit raschen Händen packte, überhaupt fassen konnte, um sie in Form und festem Umriß zu bewahren? Nein, bisher nicht!

Himmel, welch ein Widerspruch! Wie? Und Goethe, Hölderlin, Mörike usw. usw.?

Dennoch! Verzeihung! Was diese neue Sprachkunst kann, haben jene nicht gekonnt. Sie packt mit eigenartigem, kühnem, meisterhaft sicherem Griff das Schemen im Grunde der Gefühlswelt an seinen lebendigen Punkten und zwingt es, Gestalt anzunehmen. Und weil es in gewöhnlichem Sinne Unaussprechbares sein kann, das geformt werden soll, so muß die Sprache einfach neue Mittel und Kräfte hergeben statt der eindeutigen alten, braven, ehrlichen Worte — sie muß Töne geben wie die Musik, Töne, die neue Gefühlsverbindungen auslösen, eben jene Gefühle, in denen das gefaßte Schemen lebendig werden soll — ganz wie in der Musik. Und sie muß auch Töne geben, die an Farben anklingen, an Gold und Grün, an Purpur, Silber, schwarze Trauer und alle Reflexe, die dazwischen liegen. Ich nenne die Farben der Mystik; denn der Dichter Seelenland ist Mystik, das ganze Reich der Mystik überhaupt, und für unsere Gefühlswelt doch von realer Wirklichkeit, nicht weniger als der Laternenpfahl, an den wir mit der Stirne stoßen. Vor allem ist es Gold, von dem ich nun kühnlich zu behaupten wage, daß es als Ton und Farbe klingt (doch ja nicht zu verwechseln mit der Art, wie es als Götze Mammon klingt); denn Gold ist Urfarbe und Wesen der Mystik selbst, ein Satz, an den ich glaubte, bevor ich ihn so oder ähnlich in Oswald Spenglers Buch gelesen habe.

Neue Bedeutung und neues Amt erhalten jetzt die tieftonigen und hochtonigen Vokale, die klingenden Diphthonge, die schlagenden, hämmernden, leise wehenden und stürmisch zischenden Konsonanten.

Die Sprache wird zu neuer Entwicklung gehoben, zur Annäherung an die Musik, die ja, wie poetische Menschen von je annahmen, die Sprache der himmlischen Engel ist.

Ich sehe bei Baudelaire, wie als Folge des Ringens um den höchsten Ausdruck der Bau seiner Verse oft zu enge und gedrängt erscheint und beim Lesen erstmals Dunkles und Schwierigkeiten bietet, alles in Ansicht der Neuheit der Gedanken und Dinge, die man vordem noch nie in geprägter Form erblickte.

Wie wären seine Stimmungen und Nuancen anzudeuten? Nur durch typische Seltsamkeiten: Reflexe auf faulenden Wassern, weiße Bleichsucht und Schwindsuchtsrosen, Pestilenz — Nebelgrau, giftgrün und Grünspan, nassen Kohlenrauch, in summa: alle Farben, welche Spätherbst, Sonnenuntergang, überreife Früchte, die letzte Stunde der Zivilisation bedeuten. Die „Fleurs du Mal“ malen die Perversitäten der modernen Welt, und der Dichter hat darin auch

höchst widerwärtige Gemälde mit eingerahmt. Gautier verteidigt dies alles mit glühenden Worten, die recht unnötig sind, weil wir durchaus nicht alles glauben, nicht einmal, wenn es leise übertreibt. Er habe oftmals die „Fleurs du Mal" gelesen und sei deswegen nicht tot umgefallen mit verzerrtem Gesicht und blauen Flecken am Körper, als hätte er mit Vannozza in einem Garten Alexanders VI. gespeist. Gerade in den Gedichten, die man als unmoralisch verschrien habe, sei die höchste Sehnsucht zu spüren nach reiner Luft, Himalajaschnee, fleckenlosem Azur, usw. Die Geißelung des Lasters sei nicht das Laster selbst, und man sei noch lange kein Giftmischer, wenn man die Giftapotheke der Borgia beschrieben habe.

Statt dieser Auseinandersetzung erlaube man mir endlich noch die Anführung zweier Wesenszüge, die am Rande unserer Betrachtung stehen und irgendwie geheimnisvoll doch noch in die — Mentalität dieses Artikels hineinspielen. Einmal enthüllt Gautier aus seiner intimen Kenntnis des Freundes heraus die Art, wie sich in dessen Phantasie auch Düfte in plastische Vorstellungen verwandeln können. „Einige sind frisch wie Kinderwangen, Gedanken der Unschuld erzeugend. Andere, Narden, Ambra, Moschus und Patschuli sind prächtig, triumphierend, die Koketterie herausfordernd, die Liebe, den Luxus. Sie entsprechen den Farben Gold und Purpur."

Und nun, wie Baudelaire die Katzen liebte, diese ruhigen, geheimnisvollen und milden Tiere, welche mit Vorliebe die Stellung einer Sphinx einnehmen, gleich als hätten sie auch deren Geheimnisse ererbt. „Sie gehen herum auf samtenen Pfoten, durch das Haus, wie der genius loci selbst; sie setzen sich auf den Schreibtisch vor den Poeten hin, um seinen Gedanken Gesellschaft zu leisten, und schauen ihn aus halbgeschlossenen Augen voll Unergründlichkeit und Liebenswürdigkeit an. Sie lieben das Schweigen, die Ordnung, die Ruhe, und nirgends weilen sie lieber als im Arbeitszimmer des Schriftstellers. Sie warten mit bewundernswerter Geduld, bis er seine Arbeit vollendet habe, und schnurren unterdessen in ihrer tiefen, rhythmischen Art, gleichsam als eine Begleitung zu dem monotonen Geräusche seiner Feder. Manchmal glätten sie mit der Zunge ein widerspenstig Härlein zurecht, oder sie lecken ein Flecklein fort; denn sie sind sauber, sorgfältig und kokett. Aber sie tun es in einer diskreten, ruhigen und feinen Art, als fürchteten sie, zu zerstreuen und zu stören. Ihre Liebkosungen sind weich, zart, stillschweigend, mit einem Wort: weiblich, so sehr im Gegensatz zu der lärmenden, groben Art der Hunde. Die Katzen kommen oft in Baudelaires Gedichten vor. Völlig wesensverwandt ist ihm ja das, was sonst noch die Katzen an sich haben: das Nächtliche, Geheimnisvolle, Intrigenhafte. Die Katze geht mit glühenden Augen furchtlos im Dunkel herum, als hätte sie innige Bekanntschaft mit all den Wesen der Finsternis, den irrenden Schatten, Alchimisten, Nekromanten, Gespenstern, Liebenden, Schelmen, Mördern und all den grauen Larven, die kein Licht vertragen. Alles scheint die Katze zu wissen, wie die neueste Samstags- und Skandalchronik. Und satanisch ist die Art, wie sie des Nachts auf den Dächern schreit, als würde ein kleines Kind erwürgt. So also ist er selbst, Baudelaire, wollüstig, schmeichlerisch „à l'allure mystérieuse", kraftvoll in seiner Geschmeidigkeit, Menschen und Dinge durchdringend, frei und überlegen betrachtend."

Von vielem ist auch das nur eins! Seine Erscheinung spielt in allen Farben vom Entsetzlichen zum Wunderbaren. Und am höchsten steht sie in Gedichten von mystischer Pracht. Mystischen Ausblick, ja, das hat er oft, in eine zeitlose Raum- und Traumwelt, in der Linien von überweltlicher Großartigkeit die Landschaft zeichnen, in der das Licht weder vom Monde noch von der Sonne kommt, die für sich selbst im eigenen Weltall schwebt, die alle Erscheinungen neu und wunderbar sich selber bildet. Das ist die Traumwelt, die Menschen von stärkster und ungehemmter Phantasie sich erschaffen, um kontemplativ, in ruhevoller Betrachtung damit zu spielen: Seelenland!

□ □ □